

unsere Religionschulen suchend, findet Referent dieselben in dem Materialismus unserer Zeit, in der Unkenntniß der Religion seitens der Eltern, in deren Ansicht, daß die Vorschriften der Religion später doch nicht beachtet würden, in der Furcht vor Ueberanstrengung ihrer Kinder, sowie auch endlich darin, daß häufig ungeeignete Persönlichkeiten als Religionslehrer fungiren. In einer dann folgenden ausführlichen Beantwortung der Frage auf welche Art und Weise der Lehrer nach dieser Richtung hin mit Erfolg wirken könne, hob der Referent folgende Punkte hervor: 1) Der Lehrer versäume nicht, die Eltern zu belehren und aufzuklären. 2) Er selbst sei ein Charakter, ein Vorbild, sein Unterricht sei anziehend und belebend. 3) Er wähle die geeignete Zeit für den Religionsunterricht und halte Maß bei Ertheilung der häuslichen Schularbeiten. 4) Der Schulvorstand müsse die gesetzlichen Bestimmungen zur Aufrechterhaltung des regelmäßigen Schulbesuches handhaben. 5) Öffentliche Prüfungen vermögen ebenfalls das Interesse der Eltern zu wecken. Auch dieser Vortrag gab Anlaß zur lebhaften Debatte, in welcher zunächst Herr Landrabbiner Dr. Guttmann das Wort ergriff, um darzulegen, daß er den Juden nicht mehr Materialismus zuschreibe, als allen anderen Confessionen. Redner glaubt aber auch, daß die Eltern ihren Kindern auf anderen Gebieten im Allgemeinen die Bildung nicht aus idealen Gründen angeheihen lassen; denn wenn dieses der Fall wäre, würden sie auch dem Religionsunterricht mehr Beachtung widmen. Wenn auch den Kindern dadurch, daß sie besondere Religionschulen besuchen müssen, ihre freie Zeit ein wenig gekürzt, wenn auch den jüdischen Gemeinden besondere Opfer auferlegt seien, so mögen dieselben auch heute noch den im Laufe der Geschichte Israels so thatkräftig sich bewiesenen Opfersinn sich erhalten und bewahren. Vor der wahren Opferwilligkeit verschwinden alle Schwierigkeiten, verjähren sich alle Gegensätze. — Herr Landrabbiner Dr. Meyer betonte ganz besonders die Selbsterziehung und Fortbildung des Lehrers. Empfänglichkeit für unsere Lehre, Wärme und Liebe für ihr Leben und ihre Dauer, treue Hingebung und Begeisterung für seinen Beruf, seien die besten Mittel, wodurch der Lehrer der Religionschule Achtung erwerben könne. — Nachdem noch andere Redner ihre Ansichten über diesen Gegenstand geäußert, wurde die Vormittags-sitzung um 1 Uhr geschlossen. Nachmittags 3 Uhr gelangte ein Vortrag des Lehrers Kaufmann-Einbeck über den Unterricht in der Biblischen Geschichte zur Verhandlung, in welcher hauptsächlich die pädagogische, didaktische und methodische Seite dieser Disciplin des weitern erörtert wurde. Allgemein wurde anerkannt, daß das Buch der Könige wegen der vielen darin vorkommenden Namen ohne Daten die meisten Schwierigkeiten beim Unterricht verursache. — Sehr erwünscht wäre es, wenn von sachverständiger Hand die Abfassung einer Biblischen Geschichte unternommen würde, in welcher der Stoff gut und sorgfältig ausgewählt, zweckmäßig in concentrischen Kreisen für die verschiedenen Unterrichtsstufen vertheilt und mehr Gruppierung der verschiedenen Lebensbilder angestrebt sei. — Dr. Prager. — Hannover empfiehlt, aus dem Buche der Könige die Prophetengeschichte vorweg zu nehmen und später den politischen Theil folgen zu lassen. — Schließlich wurden folgende Resolutionen einstimmig angenommen: 1) Die Biblische Geschichte ist eine der wichtigsten Disciplinen der jüdischen Schule. 2) Der Unterricht

in der Biblischen Geschichte muß die religiösen und sittlichen Wahrheiten sowie die entsprechenden Gefühle wecken. 3) Der Unterricht werde den verschiedenen Altersstufen gemäß in immer erweiterter Form ertheilt. —

Großherzogthum Sachsen. Der Großh. Landrabbiner Herr Dr. Kroner zu Lengsfeld richtete bei Gelegenheit des frevelhaften Nobiling'schen Attentats auf Se. Majestät den deutschen Kaiser ein Reifeidschreiben an unsern Großherzog, der bekanntlich als ein Bruder der Kaiserin zunächst durch dieses betrübende Ereigniß mit berührt wurde. Hierauf erfolgte seitens Sr. k. Hoheit des Großherzogs ein eigenhändiges Antwortschreiben an Herrn Dr. Kroner, das wegen des humanen Geistes und der toleranten Gesinnung, welche dessen Inhalt athmet, der Veröffentlichung gewiß werth erscheint. Dasselbe lautet wörtlich: „Die treuen und theilnehmenden Gesinnungen, welche Sie, mein lieber Herr Landrabbiner mir im Namen meiner israelitischen Unterthanen aus Anlaß des ruchlosen Attentats auf Se. Majestät den Kaiser aussprechen, nehme ich um mit so größerer Freude entgegen, als ich von deren voller Aufrichtigkeit überzeugt bin. Ich weiß, daß Sie und Ihre Glaubensgenossen tiefen Abscheu empfinden für die Schädigung, welche dem Reiche in der geheiligten Person des Kaisers zugefügt werden sollte, und daß Sie warmen Antheil nehmen an dem persönlichen Kummer, welchen ich durch Verletzung und Betrübung eines so theuren und verehrten Verwandten erfahren habe. Gott, der die Ziele des Verbrechers vereitelte, wolle auch unser Aller Gebete erhören und dem Kaiser volle und baldige Genesung gewähren! In dieser Bitte weiß ich mich eins mit Ihnen und Ihren Glaubensgenossen und verbleibe Ihr Ihnen wohlgeneigter Carl Alexander. Belvedere, den 14. Juni 1878. An den Landrabbiner Herrn Dr. Kroner, Wohlgeboren zu Lengsfeld.“

Feuilletou.

Schrift und Sprache des Ghetto.

Von Szántó.

Wie und durch welche Umstände westländische Idrome in dem Munde der Ghettojuden zu einem häßlichen, von jeder Regelung verlassenen Jargon corruptirt wurden, haben wir in einem besonderen Artikel (Siehe Feuilleton der „Neuzeit“ Nr. 29, 30 und 31 vom Jahre 1877) zu erörtern versucht. Unter Allen noch heute lebenden und im Umgange der Juden üblichen europäischen Sprachen ist aber keine so hart von der Corruptur heimgesucht worden, als die deutsche, und nirgends war daher die Purification der Verkehrssprache so dringend geboten, als unter den Juden, die den germanischen Laut sogar weiter hinausstrugen, als jemals die deutsche Zunge reichte. Der Kernstock dieses Jargons war das Mittelhochdeutsche, das aber mit hebräischen, aramäischen, slavischen, zuletzt auch angelsächsischen und französischen Elementen versezt ward. Das Jüdendeutsch beschränkte sich aber nicht darauf, den Lautgehalt des deutschen Wortes zu verunstalten, den Sprachschatz zu verunreinigen, sondern selbst Wortfolge und Satzconstruction mußten sich Verzerrungen gefallen lassen, deren Ursprung zumeist nicht mehr erklärt werden kann, und die noch heute selbst in Kreisen, wo man bereits vor fünfzig Jahren den phonetischen Gesetzen und der Formlehre den schulbi-

gen Gehorsam zu leisten begann, noch nicht geheilt sind. Nun befand sich aber das in deutscher Sprache erscheinende jüdische Schriftthum schon seit der Mendelssohn'schen Zeit auf dem Wege erfreulicher Reconvalescenz und war in den Vierziger Jahren dieses Jahrhunderts schon vollkommen genesen. Wie klassisch deutsch schreiben z. B. Bunz, Geiger, Jost, Philippson Grätz, um nur einige spezifisch-jüdische Schriftsteller zu nennen, wie kernig deutsch schrieb Leopold Löw, Dr. Schwab (als Redakteur der illustr. Judenzeitung in Pest), wie anständig war der deutsche Theil des „Magyar-Zsido Közlöny“ (Redaktion Deutsch) geschrieben. Und sieh da! Seit ungefähr einem Dezennium sind die jüdisch-deutschen Schriftsteller, sie mögen in Buch- oder Journal-literatur sich versuchen, so entsetzlich rezidiv geworden, so salop in ihrem Styl, so waghalsig in der Satzconstruction, so schönöde die einfachsten Gesetze der Grammatik und Sprachlogik verhöhrend, daß wir an den Fortschritten der Schulbildung unter den Juden ganz irre werden. Den Gründen dieses auffälligen Rücksprunges ins wildromantische Mittelalter nachzuspüren scheint uns um so eher der Mühe werth, als man die Gefahren, welche die Pflege des Jargon's für die soziale Stellung der Juden wie für die intellektuelle Bildung des Volkes mit sich führt, vergessen zu haben scheint. Der Jargon ist der tönende gelbe Fleck, der wortgewordene Leibzoll, die in Lauten der Rede auferstandene Ghettoschranke. Der Jargon kennzeichnet den Juden als Fremdländer und weckt tausend längst entschlummerte Vorurtheile wieder auf. Er wirkt abstoßender als der „Kastan“ und die Ringellocken des polnischen Juden und erschwert den Anschluß an das allgemeine Kulturleben, legt dem gesellschaftlichen Verkehr mit den übrigen Staatsbürgern mehr Hindernisse in den Weg als die eigenthümliche Maskerade, die sich bloß auf Kleidertracht und Frisur bezieht. Aber noch schlimmer als der gesprochene wirkt der geschriebene Jargon, da dieser die Schmach gewissermaßen verewigt und als literaturfähig darstellt. Denn in der lebendigen Rede offenbart sich doch immer nur das Individuum, während das gedruckte Wort als Vertreter der Gesamtheit genommen wird — und zwar mit Recht, da man hinter dem Druckwerke unterstützende Leser und Gönner vermutet. Im hohen Grade rationell war die Methode, welche die Führer deutscher Juden zur allmähigen Ausiltung des Jargons einschlugen. Man verzichtete für den Anfang darauf, die Pronunziation, die Neigung zu Nasal- und Gutturallauten zu heilen, die eigenthümliche Cantilene und Sprechmelodie zu modifiziren und urtheilte ganz richtig, daß durch Schärfung des Gehörsinnes in Folge eines belebteren Verkehrs mit Nichtjuden diese Fehler der Sprachorgane zum Weichen gebracht würden. Das richtige Sprechen, insoferne es bloß physischer Natur ist, sollte als Fertigkeit im Wege einer rein äußerlichen, gewissermaßen gymnastischen Uebung des Kehlkopfes erzielt werden. Das Verständniß für Sprachgesetze aber und die richtige Anwendung der Regeln durften wieder nur von Unterricht und Einwirkung auf die intellektuellen Kräfte erhofft werden. So lernten die deutschen Juden ihre deutsche Muttersprache, als wäre diese eine fremde, mittelst Grammatik und Orthographie gebrauchen und es kam bald dahin, daß man bei uns den Juden weit schneller an der grammatikalischen Correctheit der Sätze und deren gewählteren Ausdrücken als an der vormaligen abenteuerlichen Verrenktheit seiner Rede erkannte. Unterschieden sich die deutschen Juden früher

durch ihr fast zigeunerhaftes Rotwälsch, so kennzeichneten sie sich dann durch eine Art von Gepräztheit und gesuchter Eleganz der Sprache, durch den für den alltäglichen Verkehr beinahe unnatürlichen Gebrauch des gebildeten schriftdeutschen Idioms, das gegen die mundartliche Rede des Volkes etwas seltsam abstach. Der daraus erwachsene Gewinn für die intellektuelle Bildung des jüdischen Volkes war ein unberechenbarer. Nicht nur daß ihm die reiche deutsche Literatur zugänglich gemacht wurde, sondern daß die Grammatik und Sprachlogik den Geist der dialektischen Verwirrung entriß, in welche die alte pilpulistische Methode des Talmuds ihn gestürzt, daß der Sinn für Schönheit geweckt und genährt wurde, daß der semitischen Hast und Ueberstürzung durch die Sorgfalt auf das Wort ein Dämpfer aufgesetzt wurde — das waren die unschätzbaren pädagogischen Errungenschaften des wahrhaftigen Kulturkampfes, welcher gegen den Jargon geführt und siegreich ausgefochten wurde. Wie kommt es nun, daß diese Vortheile der Spracheinheit heutzutage von dem jüdisch-deutschen Volksschriftthum verkannt werden und daß so grell wie nie zuvor das längst überwunden geglaubte „Mauscheln“ in Druckwerken der neuen Zeit wieder zur Wahrung gelangt?

Die Naturgeschichte dieses undeutschen jüdisch-deutschen Schriftthums unterscheidet aber sehr deutlich zwei Spezien dieser monströsen Literaturprodukte, die jedoch das mit einander gemeinsam haben, daß sich schwer bestimmen läßt, ob es den Herren Autoren an der Fähigkeit oder an dem guten Willen fehle, correct zu schreiben. Der Provenienz der Autoren nach, die aber ein ganz äußerliches Moment abgibt, nach welchem sich nicht einmal die Verbreitungsbezirke geographisch abgränzen lassen, könnte man ein polnisches, ungarisches und deutsches Judendeutsch unterscheiden, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch polnische Juden grammatikalisch richtig, und nicht auch deutsche Juden ein polnisches Deutsch schreiben. Einen andern Eintheilungsgrund gibt die typographische Erscheinung ab, je nachdem deutsche Wörter durch jüdische Lettern ausgedrückt werden, oder deutsche Lettern dem jüdischen Jargone zur Vervielfältigung dienen, und mittelst dieser Klassifizierung dürften wir den Ursachen dieses Rückschrittes etwas näher kommen. Die Transkription fremdsprachlicher Texte in die heimischen und daher landläufigen Schriftarten kommt bei allen Völkern vor, und ward erst in neuester Zeit wieder von gewiegten Philologen auch für das Sanscrit und andere orientalische Sprachen zu Gunsten der Anfänger auf dem Gebiete dieser Sprachstudien empfohlen. Die Juden hatten nach dem Zeugnisse des Talmud's die sogenannte assyrische, heute Quadratschrift genannt, sogar für den Bibeltext adoptirt und die althebräische Schrift außer Gebrauch gesetzt. Als das Hebräische aufhörte, Umgangssprache zu sein und für sie das Chaldäische eintrat, wurden die aramäischen Uebersetzungen der Bibel ebenfalls in Quadratschrift ausgedrückt. Viele Gelehrte der spanisch-maurischen Periode, die ihre Werke in arabischer Sprache verfaßten, bedienten sich hiezu hebräischer Lettern, ebenso schrieb Raschi französisch in jüdischer Curstivschrift, die nach ihm den Namen führt. Es war daher natürlich, daß auch die deutschen Juden Bibelübersetzungen, Volksschriften, Postillen und Andachtschriften für die Frauen in deutscher Sprache verfaßten, aber in jüdischen Lettern niederschrieben und zu diesem Behufe eine ganz eigenthümliche jüdisch-deutsche Orthographie erfanden, die genau das Gegentheil einer Orthographie ist. Als Mendelssohn

an die Reform der jüdischen Bildungsanstalten gieng, — mußte er sich auch noch der jüdischen Lettern für seine deutsche Bibelübersetzung bedienen und seinem Beispiele folgten die „Sammler“, die Berliner Culturfreunde, die Vertreter der Aufklärung noch lange Zeit nach ihm. Auch Mendelssohn und seine Jünger stiegen zum Volke hinunter, aber nicht um dort zu verweilen, sondern um das Volk zu sich emporzuheben, sie wollten dem Volke das correcte Deutsch durch die jüdischen Lettern zugänglich machen, ihm das Verständniß dafür erschließen, nicht aber mit den Jüdelnden jüdeln, und sie in der Heiligung des Gemüths bestärken. Durch die Mendelssohn'sche Bibelübersetzung befreundete sich das jüdische Volk mit einer gebildeten Sprache und lernte die Ungezogenheiten der mündlichen Rede überwinden. Denn das Jüdendeutsch — darüber darf man sich nicht täuschen — ist kein naturwüchsiger Dialekt, keine volksthümliche Mundart, die eine Existenzberechtigung in der Literatur hätte, sondern eine Ungezogenheit, eine Barbarei, die wie böses Unkraut ausgerauft werden muß. Oder was ist Volksthümliches, was Verständlicheres darin, wenn man in jüdisch-deutschen Lettern erzählt: „Diese nicht scheinbare Lat hat zwischen den Judenthum Aufsehen gemacht, und er hat an dem Kaiser geschrieben.“ „In die Zukunft werden wir sich bestreben.“ „Die Lage der gestückelten Juden, welche verwoogelt sind“ und dgl., wie man es in einer zu Lemberg erscheinenden jüdisch-deutschen Zeitung, die aber auch in Wien und Pest ihrer würdige Colleginnen hat, in jeder Zeile findet. Hat Mendelssohn, haben die Measphim sich je dazu hergegeben, in dieser Weise Popularität zu gewinnen? Und wären die deutschen Juden jemals der Versumpfung entronnen, hätte man ihren mausfaulen Dialekt noch in Schriftwerken gepflegt? Wir glauben überhaupt nicht daran, daß der polnische Jude, der schon eine Zeitung liest, noch auf so niederer Kulturstufe steht, den Jargon einer correcten deutschen Rede vorzuziehen, und daß es nöthig sei, seine Begierde nach Neuigkeiten durch jüdisch-deutsch geschriebene Journale zu befriedigen. Der polnische Jude liest entweder nur hebräisch oder auch ein regelrechtes Deutsch in deutscher Schrift. Wir glauben vielmehr, daß die Herausgeber jüdisch-deutscher Zeitungen hinter den fremden Typen ihre eigene Unkenntniß der Grammatik und Orthographie verbergen und den Schwindel, als ob sie öffentliche Meinung unter dem gemeinen Volke in Galizien machen könnten, maskiren wollen. Uns will's bedünken, daß wir einem ganz gemeinen Schwacher gegenüberstehen, der tief unter jeder literarischen Würdigung liegt, und daß diese sogenannten gemeinverständlichen Blätter gar arge, gemeinschädliche, die Volksbildung vergiftende Pilze des für unser Jahrhundert schwachvollen Schriftthumes sind. Was sollen diese häßlichen Sprachsnörkel? Wozu dienen uns solche Schriftjudler? Man schreibe entweder deutsch in deutscher oder hebräisch in hebräischer Schrift, und suche das Volk der Verwirrung zu entreißen, nicht darin zu bestärken.

Wir kommen nun zu der von uns als „ungarisch“ bezeichneten Jüdendeutsch-Literatur, verwahren uns jedoch nochmals ausdrücklich gegen die Unterstellung, als ob wir mit diesem der Geographie entnommenen Epitheton etwas anderes beabsichtigen, als einen bequemen Technicismus für ein gewisses Genre des deutschen Styles zu gewinnen. Wir haben weder ein bestimmtes, in Ungarn erscheinendes deutsches Journal für jüdische Interessen im Auge, noch wollten wir behaupten, daß die hier näher zu be-

zeichnende Art, deutsch zu schreiben, ausschließlich unter ungarischen Juden vorkommt. Wir nennen das in Rede stehende Jüdisch-deutsch nur deshalb ungarisch, weil sein Vorkommen unter ungarischen Juden begehrlich und daher verzeihlich ist.

(Fortsetzung folgt).

INSERATE.

CONCURS.

Bei der israelitischen Cultusgemeinde zu Temesvar-Fabrik ist vom 1. September l. J. die Stelle eines

Ober-Cantors

mit dem Jahresgehälte von 1000 fl. und den üblichen Emolumenten zu besetzen. Bewerber, welche musikalisch gebildet sind und die für einen Cantor erforderliche Befähigung besitzen, wollen ihre Gesuche mit Angabe des Alters, Standes und bisherigen Wirkens bis zum 15. August l. J. an den gefertigten Vorstand einsenden.

Zum Probenvortrage werden nur die hiezu Berufenen zugelassen. Die Reisekosten erhält nur der Acceptirte.

Bewerber, welche für's Schlichten die vorgeschriebene Befähigung besitzen, erhalten bei sonst gleicher Qualification den Vorzug.

Temesvar-Fabrik, den 8. Juli 1878. Der Vorstand:

Moriz Stern,
Secretär.

Adolf Berger,
Präsident.

Die älteste österreichische Versicherungs-Gesellschaft
f. k. privilegierte

Azienda Assicuratrice in Triest

gegründet 1822 — mit einem Gewährleistungsfond von über
acht Millionen Gulden

welcher nach Vorschrift des §. 224 des Handelsgesetzbuches in der letzten General-Versammlung nachgewiesen wurde, empfiehlt sich zu Versicherungen:

- I. gegen Feuerschäden an Gebäuden, Fabriken, Mobilien, Waarenlager, Vorräthen von Wiefen- und Geldfrüchten, wie auch sonstiger beweglicher Habe.
- II. gegen Transportschäden zu Wasser und zu Lande.
- III. Versicherungen auf das Leben des Menschen nach allen Combinationen.
- IV. Versicherungen gegen Unglücksfälle an Leben.

Die „Azienda Assicuratrice“, welche sich seit ihrem Bestehen einer wohlverdienten Ruf inner- und außerhalb der österreichischen Monarchie erworben hat, versichert zu den billigsten Prämien und den liberalsten Bedingungen und bietet mit ihrem Gewährleistungsfond dem P. T. Publikum die wünschenswerthe Sicherheit.

Auskünfte jeder Art werden bereitwilligst ertheilt, Prospekte unentgeltlich verabfolgt und Versicherungsanträge angenommen durch die

General-Repräsentanz für Nieder-Oesterreich in Wien,

Bureau der Lebens-Versicherungs-Abtheilung:

I., Graben Nr. 31,

Bureau der Feuer-Versicherungs-Abtheilung:

I., Schottenbastei Nr. 6,

sowie durch die Agentschaften der Gesellschaft in allen namhaften Orten.

fasser hat sich viele Mühe gegeben, die in verschiedenen deutschen und französischen Journalen zerstreuten Notizen über Kohn zu sammeln, und zu einem harmonischen und abgerundeten Lebensbilde zusammenzufügen. (Dennoch ist dem Verfasser entgangen, daß die „Neuzeit“ eine ganze Serie von Aufsätzen, die der verewigte Kohn für unser Blatt schrieb, im Jahre 1863 brachte, wie denn auch aus unserem Blatte sehr getreue Berichte über Kohn's Wirken während seiner Anwesenheit zu Wien in den verwichenen Decennium zu entachmen gewesen wären. Albert Kohn war nämlich mit der ebenfalls aus Preßburg stammenden Familie der Gattin des Referenten auf das Innigste befreundet, und unterhielt mit uns die freundlichsten Beziehungen bis zu seinem Tode. Von Kohn angeregt, hatte die „Neuzeit“ ihre eifrigsten publizistischen Dienste den Tendenzen der israelitischen Allianz zugewendet, was wir hier ebenfalls dankend zu erwähnen uns verpflichtet halten). Die Anordnung des Buches ist sehr übersichtlich, und zwar mehr nach den Sphären der Wirksamkeit Kohn's disponirt, als einer synchronistischen Anreihung folgend, die typographische Ausstattung würdevoll. Im Ganzen ist das Werkchen eine dankenswerthe Gabe, die allen Freunden des Verewigten — und wer gehörte nicht zu diesen? — sehr willkommen sein wird.

Conteres há Rambam von Dr. Ad. Zellinek, Prediger in Wien, R. Pöcker's Buchhandlung.

Dr. Zellinek hat seit verhältnismäßig kurzer Zeit fünf bibliographische Brochuren veröffentlicht, welche Verzeichnisse sämtlicher über gewisse Themata erschienenen Bücher bieten, und so denjenigen, welche die Gebiete dieser Forschungen zu erweitern beabsichtigen, den Einblick in die Arbeiten ihrer Vorgänger erleichtert, damit Niemand in den unangenehmen Fall gerathe, zum zweiten Male irgend ein halachisches Amerika zu entdecken. Das gegenwärtige Heft führt alle Commentarien, Supercommentarien, Abhandlungen und „Novellen“, die jemals zu Maimonidis Werk „Mischne Thora“ erschienen, oder auch nur handschriftlich vorhanden sind, in alphabetischer Ordnung auf. Wir besitzen nicht genug bibliographische Kenntnisse, um die Detailarbeit zu prüfen, doch imponirt uns das ideale Streben des Verfassers, der sich doch sagen mußte, daß die Mühe sehr groß, der Lohn sehr geringe sein würde, wenn man Zeit Geld, Arbeit auf die Anfertigung eines Cataloges von Werken verwendet, von denen drei Vierteltheile des wissenschaftlichen Werthes entbehren dürften. Allerdings ist nicht sobald ein zweiter Gelehrter zu finden, der dieser Arbeit in dem Maße gewachsen wäre, wie Dr. Zellinek, und es mag richtig sein, daß es in Fällen, wo keine verlässlichen Rärner zu finden sind, Pflicht der genialsten Baumeister werden kann, sich selber den Rärner zu machen, und das selbst mit Verzichtleistung auf Vollführung großer geistiger Thaten, die ihnen den lohnenden Ruhm zu sichern vermöchten. Von diesem Standpunkte aus bewundern wir auch die Opferwilligkeit des genialen Verfassers, mit welcher er seinen wissenschaftlichen Pegasus (denn auch die Wissenschaft, nicht bloß die Dichtkunst hat einen solchen) über die dürre Heide der Bibliographie jagt, um einigen pitavalistischen Handegen zu sagen, daß die Poste des „herben“ Rambam's schon so und so viele Male über die löschpapierne Bühne gegangen sei.

Feuilleton.

Schrift und Sprache des Ghetto.

Von Szántó.

II.

Das ungarische Judentum, das eigenthümlich und jedenfalls von seinem polnischen Vetter verschieden ausgeprägt ist, hat für seine Existenz die naheliegende Entschuldigung, daß fortschreitende Magyarisirung der Juden das vormals bestandene deutsche Sprachbewußtsein in ihnen getrübt habe. In der That ist das ungarische Judentum, der jüngste Sprößling des Ghettoidiomes, beinahe erst mit dem Dualismus, welcher der magyarischen Sprache die Präponderanz verliehen hat, emporkommen, und selbst jenen jüdischen Schriftstellern in Ungarn fremd, deren literarische Carriere in die vordualistische Zeit zurückreicht. Es läßt sich nicht behaupten, daß der unmögliche deutsche Styl in Ungarn aus der Popularitätshäsherei oder aus unlauteren, bloß geschäftlichen Tendenzen, wie dieß in Polen der Fall ist, hervorgewachsen wäre. Vielmehr hat die eifrige Betreibung des Magyarischen das Verständniß für den deutschen Sprachgeist in der jüngern Schriftstellergeneration beinahe ausgeilgt, und weit entfernt davon, daß nach dem Spruche des alten griechischen Weisen jeder, „der zweier Sprachen mächtig, auch zweier Seelen Besitzer wäre,“ hat die gewaltame Magyarisirung und der Zungenzwang in Transleithanien bei dem Umstande, als die Juden auch noch von dem Hebräismus afficirt werden, das Auskommen jeder Sprachlogik unmöglich gemacht. Die Vergewaltigung aller fremden Idiome in Ungarn darf nämlich durchaus nicht mit analogen Versuchen, einen Sprachenzwang auszuüben, verglichen werden. Wenn Rußland es unternimmt, dem einen slavischen Dialekt die Alleinherrschaft zu vindiziren, wenn Preußen neu erworbene polnische Länder gewaltsam germanisirte, so hatte jenes in der innigen Verwandtschaft der mundartlichen Zweige eines und desselben Sprachstammes den archimedischen Punkt gefunden, seinen Hebel anzusetzen, dieses in der Jahrhunderte hindurch emporkommenen und in natürlicher Entwicklung herangewachsenen deutschen Cultur das Mittel, Ersatz für die Unterdrückung des heimatischen Lautes zu bieten, gewonnen. Man lernte schließlich auch in Polen sehr gerne die Sprache der Regierung sprechen, welche einen weiten Verbreitungsbezirk beherrschte und den internationalen Verkehr über Länder und Meere hinaus vermittelte. Hierzu trat noch das instinktive Gefühl, welches durch spätere Sprachforschungen zu einem klaren Bewußtsein erhoben wurde, daß sämtliche europäische Idiome zu der großen indogermanischen Sprachenfamilie gehören, und daß die wechselseitige Bereicherung der Sprachschätze durch Ausnahme von einzelnen Ausdrücken denn doch nicht eine zu weit getriebene Gastfreundschaft gegen Fremdwörter sei. Gewisse Technizismen, dem Lateinischen oder Griechischen entnommen, wie Constitution, Apotheke, Telegraphie wurden Gemeingut aller Culturländer, und es ist noch keinem deutschen Pharmazenten eingefallen, „Arzneienverkauf,“ keinem deutschen Telegraphenamte in den Sinn gekommen, „Schnellschreiberei“ auf ihre respectiven Aushängsschilder zu

schreiben. Ganz anders in Ungarn. Mit einer Annäherung, die zu dem unendlich kleinen Verbreitungsbezirk der magyarischen Sprache und zu deren Isolirtheit inmitten der europäischen Sprachenfamilie in einem höchst possirlichen Verhältnisse stehet, hat man sich dort aus dem internationalen Verkehr selber hinausgeworfen, die gebräuchlichsten und aller Welt verständlichen Technizismen verbannt und sie durch erkünstelte magyarische Kunstwörter ersetzt, sich dadurch mit einer sprachlichen chinesischen Mauer umgeben, die, wenn das so fortgeht, schließlich jeden Concert der congenialen Geister unmöglich machen wird. Was nun die Juden Ungarn's betrifft, so sind ihr Bildungstrieb und der angeborne weite Ausblick in die gesammte Culturarbeit der Zeit mächtig genug, daß sie ungeachtet ihres glühenden Patriotismus und ihrer bedingungslosen Hingebung an das magyarische Vaterland denn doch der Richtung, die deutscher Geist ihrem ganzen Seelenleben verliehen hat, nicht entsagen können. Der ungarische Jude kann sich ebensowenig als der gebildete magyarische Christ der Wahrnehmung verschließen, daß diese gekünstelte und outrirte Sprachisolirung unnatürliche Affectation sei, die nicht für die Dauer vorhalten könne. Die deutsche Sprache ist daher weder aus der Synagoge, noch aus der jüdischen Schule, noch aus dem jüdischen Schriftthum in Ungarn zu verdrängen, und wenn das ungarische Landes-Rabbinerseminar, das Pesther Taubstummeninstitut sich einer weitgehenden Magyaromanie befleißigen, als gäbe es wirklich außerhalb des ungarischen Globus gar kein Leben mehr (*extra Hungariam non est vita*), so wirkt doch in allen Geistern ganz stille eine *reservatio mentalis*, die man sich freilich nicht laut eingestehen will, daß die große Weltgeschichte noch andere Schauplätze ihrer Thätigkeit habe. Wir aber halten eine nähere Charakteristik des jüdisch-deutschen Styles der seit jüngster Zeit in Ungarn erscheinenden Schriftwerke um so überflüssiger, als wir diesen auch in Rücksicht ihres Inhaltes keine literarische Bedeutung zuerkennen dürfen. In der Regel schreibt auch derjenige ungarisch-jüdische Schriftsteller, der einen erpriesslichen Gedanken vorzutragen hat, ein tadelloses Deutsch und den kleinen Kläffern, die an Gedankenarmuth laboriren, verzeiht man sehr gerne ihr schäbiges Sprachgewand, das eben nur die herkömmliche Tracht des literarischen — Proletariats ist. Spricht ja allerwärts so weit der Kampf um das Dasein reicht, manche problematische Existenz ihr: „Ich muß leben“, von der man mit Voltaire sagen möchte: „Je n'en vois pas la necessité“ — (Ich sehe die Nothwendigkeit dessen nicht ein.)

Haben aber polnisches und ungarisches Judenthum noch wenigstens eine scheinbare Entschuldigung für ihr Dasein, so verdient die in Deutschland selbst erscheinende Judenthumsliteratur nachsichtslos die Rüge, um so mehr, als sie nicht in der Unfähigkeit der Schriftsteller und noch weniger in der Vorliebe des Lesepublikums für sprachliche Mißgestalten ihren Grund hat, sondern aus der unsittlichen Tendenz, im Wege der Heuchelei und Augendreherei das Pietätsgefühl der Conservativen auszubeuten, ihren Ursprung nahm. Das moderne deutsche Judenthum ist ausschließlich im neuorthodoxen Schriftthum zu finden, und hat auch mit diesem eine gemeinsame Wurzel. Als Samson Raphael Hirsch vor vierzig Jahren mit seinen Briefen *Ben Uziel* und dem hirnverbrannten „*Choreb*“ in die

Öffentlichkeit hinauspolterte, als er es für eine Sünde gegen seinen heiligen Geist erklärte, hebräische Wörter anders als nach der bei deutschen Juden üblichen Aussprache zu transkribiren, als er zum ersten Male „*Fizrael*“ statt *Israel* und „*Mausche*“ statt *Mose* in deutschen Lettern drucken ließ, da war dem für immer entschlafenen geglaubten Jargon die Posaune der Auferstehung erschollen. Hirsch's „*Mausche*“ ward dem Gemäusel zum Signal der Wiedergeburt. Hirsch hat für die Verewigung des Mißbrauches den Hegel'schen Satz vindicirt: „Was wirklich ist, das ist auch vernünftig,“ da aber zuletzt auch die Unvernunft wirklich ist, so mußte sein Bestreben dahin gehen, eine Vernunft hineinzulügen, was er zuerst unbewußt, später aber mit troziger Absicht und bewußter Tendenz vollzog. Ein Mann, der in der Fertigkeit zu sinnbildern es so weit gebracht hatte, in dem *Mischna*-Abschnitte „*Bame-Madlikin*“ ein Symbol der geistigen Erleuchtung zu erkennen, hatte keine besondere Mühe aufzuwenden, um die Sprachverrenkungen des Ghetto's als notwendige Emanationen der höchsten Ideen des Judenthums darzustellen. Blind wie die Schafherde dem Leithammel folgte, anfänglich gutmüthiges, religionsbedürftiges, später bösariges, scheinheiliges und mit Religiosität schacherndes Gewimmel, das in Reaction machte, ihm nach, und es froch ein deutsches Schriftthum aus, das auf die Volksbildung nur schädlich einwirken muß. Dieses deutschländische Judenthum unterscheidet sich von dem polnischen und ungarischen Bruderjargon dadurch, daß es von dem Sprachverderbniß weniger directen Gebrauch macht, als mit demselben liebäugelt und mit hebräischen Brocken, die es in augendreherischer Weise unterlaufen läßt, gerne coquettirt. Da stößt man auf manchen Passus, der an die alten jüdisch-deutschen Uebersetzungen der Bibel, nach Muster des berühmten „*Und Esau ist mewaße gewesen die Beshora*“ (*Und Esau verschmähte die Erstgeburt*) erinnert. Da wird keines verstorbenen Gesinnungsgenossen erwähnt, ohne ein *Secher zaddik lib'racka* keines lebenden Meinungsbruders ohne ein *haschen jaarich jamaw* in Form eines Stoßseufzers als neuorthodoxe Stempelmarke beizusetzen. In einem dieser „*gottesfürchtigen Journale*“ lasen wir jüngst den Satz: „Der Kaiser (Wilhelm) *jarum hodo* erholt sich *th'hilla lael* wieder und unsere inbrünstigen *Thephilloth* haben Erholung gefunden.“ — Die Vorbeeren dieser ultramontanen Neuorthodoxie rauben natürlich auch dem halbgefärbten, wissenschaftlich aufgesteiften Halborthodoxismus der deutschen Mittelpartei den Schlaf und auch die Journale dieser Partei parfümiren ihre legerischen Freiheiten mit schaletdunstenden Jargonismen, um den dafür empfänglichen Gemüthern zu schmeicheln. So wird auf der ganzen Linie der reformfeindlichen Literatur gerotwälscht, und die gute deutsche Sprache in *usum delphini castrit*. Was aber soll mit einem Volksschriftthum, das unter das Niveau der Volksbildung gesunken ist, das sich der ganzen jüngern Generation unverständlich macht, erzielt werden? Theilet mit diesen Sprachcarricaturen Paradiese von theologischen Gedanken aus, und Ihr werdet keine Käufer finden. Aber freilich! Auch diesen Leuten ist's ja nur um den momentanen Verchleiß zu thun, nicht um die Ausübung des schriftstellerischen Berufes, der ein dauerhaftes Wirken, dessen Spuren noch in Jahrzehnten kennbar sein soll, anstrebt. Ihnen genügt es, abonniert zu werden, ob auch gelesen und von den Lesern gewürdigt, liegt außerhalb ihres

Krämergeschäfts. Der Schade aber, den sie anrichten, besteht darin, daß sie eine Aversion gegen jede Lectüre, die jüdisches Interesse betrifft, erzeugen, und mit sich die gesammte jüdisch-deutsche Literatur in Mißcredit bringen.

Anfrage an meine Herren Collegen, die Rabbiner in Böhmen!

Nach dem Wortlaute des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches ist zur Vornahme einer jüdischen Trauung sowohl der Rabbiner des Bräutigams, wie der Rabbiner der Braut berechtigt. Zur Vermeidung von Collisionen wird der usus beachtet: „Minhag oder halacha.“ Bei den Katholiken fällt die Trauung oder Delegations-Ertheilung dem Seelsorger der Braut zu, bei den Israeliten aber, wie bisher üblich, dem Rabbiner des Bräutigams. In neuerer Zeit aber scheint man sich darüber hinwegzusehen. — Sollte etwa bei der im vorigen Jahre in Pilsen stattgehabten Rabbinerversammlung hierüber eine Besprechung stattgefunden haben? Mir und mehreren meiner alten Collegen ist nichts bekannt gegeben worden; da ich gewohnt bin, mich den Gesetzesbräuchen zu fügen, ersuche ich die löbliche Redaction dieses vielgelesenen und mit Recht sehr geschätzten Blattes, diese meine Anfrage gefälligst aufzunehmen, um die Ansichten meiner Herren Collegen hierüber zu vernehmen. Eilmod ani zarich. Ein alter Rabbi.

Offene Correspondenz der Redaction.

Ehrwürden Rabbiner P.—S in St. Ihre Bemerkung ist vollkommen richtig, so das mir ganz unbegreiflich ist, wie es Herrn Dr. P. entgangen sein konnte, daß die Wörter „Chathan und Kallah“ weder im biblischen noch im talmudischen Sprachgebrauche ausschließlich so viel wie Bräutigam und Braut bedeuten. Die Wurzel Chathan heißt verschwägern, Verwandte anheirathen. Der Chathan ist daher der Eidam und Chothan der Schwager und auch der Schwäher. Zuweilen heißt aber Chathan in der Bibel soviel wie der „Bräutigam“, aber nur als solcher an seinem Hochzeitstage, wo er besonders geschmückt und fröhlich erscheint. So singt der Psalmist von dem Sonnenballe (19, 6): „Und wie der Chathan von seiner Chuppah kommt er hervor, freudig wie der Held, die Bahn zu durchlaufen.“ Die Wurzel Kallil bedeutet Schmutz, Krone und Kallah ist allerdings die Gekrönte, das ist die „Braut an ihrem Hochzeitstage“, aber nicht die bloß verlobte Frauensperson vor ihrer Heirath, denn diese heißt „Morasha“, talmudisch Arusa. Dagegen bedeutet Kallah, da wo nicht von der jungen Frau an ihrem Ehrentage die Rede ist, durchwegs nur so viel wie Schwur, Schwiegertochter im Gegensatz zu ihrem Cham und ihres Chama (Schwäher und Schwiegermutter). Ja Kalla ist in gesetzlichen Vorschriften über Verwandtschaftsachen ganz ausschließlich der Terminus für „Schwiegertochter“ (z. B. N. 18 15). „Die Blöße Deiner Kalla sollst Du nicht aufdecken, die Frau Deines Sohnes ist sie.“ Derselbe Sprachgebrauch waltet im Talmud. Wenn es z. B. Methuboth 4 von dem epithalamischen Reigen heißt: „Wie tanzt man vor der Kallah,“ so ist damit allerdings die Braut an ihrem Ehrentage gemeint. Wenn aber die Mishnah Sukka 2, 5 von dem glaubenseifrigen Schamai erzählt, er habe das Dach über seiner in die Wochen gekommenen Kallah abgetragen und mit Laub eingedeckt, damit der neugeborne Sohn schon seine Sukka habe, so wird doch Niemand annehmen, daß des ehrwürdigen Schamai „Verlobte“ noch vor der Trauung niedergekommen sei. Hier heißt Kalla offenbar die Schwiegertochter. Somit hat Rab. Naftam nicht seiner Verlobten, sondern seiner Schwur die Trauerrede gehalten, wie Sie sehr richtig auseinanderzusetzen.

Berichtigung.

In Nr. 28, Artikel: „Gegen einen Krebschaden an unserer Ehre“ ist S. 222, Sp. 1, Z. 29 ein entstellender Druckfehler zu berichtigen und soll der Passus lauten: „Daß wir selbst den Schein einer Mitschuld oder Duldung vom Judenthume abgewehrt haben.“

INSERATE.

Für einen jüdischen, nicht zu jungen Mann ohne Vermögen, aus achtbarer Familie, Goldarbeiter von Fach, bietet sich Gelegenheit, in einer Kreisstadt Preußens von über 6,000 Einwohner mit der Tochter des Inhabers eines alten sehr rentablen Juwelergeschäfts sich zu verheirathen und eventuell das Geschäft für eigene Rechnung forzuführen.

Offerten sub D. J. 19 an die Expedition dieser Zeitung.

Concurs.

An der concessionirten Talmud-Thora-Schule zu Teschen ist die Stelle eines Lehrers für das hebräische Fach mit 15. September a. c. zu besetzen.

Gehalt 500 fl.

Wöchentliche Unterrichtszeit: 20 Stunden.

Geprüfte Lehrer wollen ihre mit den nöthigen Zeugnissen versehenen Gesuche bis 15. August a. c. einsenden.

Der Vorstand
des Talmud-Thora-Vereines zu Teschen.

Concurs.

Bei der israelitischen Cultusgemeinde zu Temesvar-Fabrik ist vom 1. September l. J. die Stelle eines

Ober-Cantors

mit dem Jahresgehalt von 1000 fl. und den üblichen Emolumenten zu besetzen. Bewerber, welche musikalisch gebildet sind und die für einen Cantor erforderliche Befähigung besitzen, wollen ihre Gesuche mit Angabe des Alters, Standes und bisherigen Wirkens bis zum 15. August l. J. an den gefertigten Vorstand einsenden.

Zum Probenvortrag werden nur die hierzu Berufenen zugelassen. Die Reisekosten erhält nur der Acceptirte.

Bewerber, welche für's Schlachten die vorgeschriebene Befähigung besitzen, erhalten bei sonst gleicher Qualifikation den Vorzug.

Temesvar-Fabrik, den 8. Juli 1878. Der Vorstand:

Moriz Stern,
Secretär.

Adolf Berger,
Präses.

Kunst - Goldstickerei - Fabrik MARTIN STRASSER,

bürgerl. Kunstgoldsticker,

in Wien, Mariahilf Nr. 44,

empfehle seine seit 30 Jahren bestehende Fabrik, welche sich in der ganzen österreichischen Monarchie eines wohl begründeten Rufes erfreut, zur Anfertigung aller Arten Kunstgoldstickereien aus echtem Golde Nr. 3; und macht ganz besonders alle P. T. Herren Vorsteher und Private der isr. Cultusgemeinden auf die in seiner Fabrik erzeugten Ornamente für Synagogen nach altem und neuem Ritus, als: Vorhänge פרוכת, Altar- und Kanzeldecken פוסט, Thora-Mäntel und Wickeln פוסט, Tranhimeln פוסט, und Bedecktücher, gearbeitet im Sinne des Ritus und jedem Geschmack unserer Zeit entsprechend, aufmerksam.

Die Muster-Zeichnungen, sowie gestickte Muster werden auf Verlangen nach allen Richtungen portofrei eingeschickt. Die Echtheit des Goldes Nr. 3 wird garantirt.